

## Besprechungen.

Hauck, Friedrich, Das Evangelium des Markus (Synoptiker I) (Theol. Handkommentar zum N. T. mit Text u. Paraphrase bearb. v. P. Althaus usw., Bd. II). Lex-8<sup>o</sup> (XIV u. 202 S.) Leipzig 1931, Deichert. *M* 7.50; geb. *M* 10.— Hadorn, Wilhelm, Die Offenbarung des Johannes (ebd. Bd. XVIII) Lex-8<sup>o</sup> (XIII u. 243 S.) ebd. 1928. *M* 13.50; geb. *M* 16.20.

Der 1928 begonnene Theol. Handkommentar zum N. T. unterscheidet sich von anderen schon bestehenden protestantischen Kommentaren vor allem dadurch, daß er in der Erklärung in erster Linie den religiösen Gehalt der neutestamentlichen Schriften aufdecken will. Darum liegt der Nachdruck im Titel auf „Theologischer“. Ohne sich in philologischen und religionsgeschichtlichen Einzelheiten zu verlieren, wollen die Bearbeiter doch alle Fragen der exegetischen Hilfswissenschaften so weit berücksichtigen, als es für eine wissenschaftlich genaue Text- und Sacherklärung notwendig ist. Besonderes Gewicht soll auf das Herausarbeiten der Zusammenhänge gelegt werden. Die Persönlichkeiten der heiligen Bücher sollen den Lesern als lebendige Größen nahetreten.

Die beiden bisher erschienenen Bände entsprechen im wesentlichen durchaus den aufgestellten Richtlinien. Hauck gibt nach einer klaren systematischen Inhaltsangabe des 2. Evang. und drei Seiten Sigla der benutzten Literatur usw. (leider ist nur deutsche Literatur vertreten) eine kurze Einleitung. Sie handelt von der schriftstellerischen Eigenart der synoptischen Evangelien, von der altkirchlichen Überlieferung, von der Entstehung des Markusevang., von der Einheit und Unversehrtheit des Buches, von dem Verhältnis des Mr zu Q (hier wird die Zweiquellentheorie als erwiesene Tatsache vorausgesetzt), von der Idee und dem Aufbau des Evangeliums (der Verfasser meint, das Evangelium sei abgefaßt unter einigen großen, leitenden theologischen Gedanken, wie von der verhüllten Herrlichkeit Jesu, die vom Volke verkannt, von den Jüngern endlich erfaßt, doch bis zum Ende der irdischen Laufbahn Jesu als Geheimnis bewahrt werde, und sodann von dem göttlichen Verhängnis, nach welchem das Heilsvolk Israel gegen das angebotene messianische Heil verstockt werde, während das Evangelium auf die kleine Gemeinde der Erwählten übergehe und von diesen zu allen Völkern hinausdringen solle; vgl. 198 f.). Es schließen sich eine kurze Geschichte des Textes und ein Verzeichnis der benutzten Literatur an. Hier vermißt man leider die katholischen Autoren mit Ausnahme von Lagrange, dessen Markuskommentar aber noch nach der ersten Auflage angeführt wird, während doch schon 1929 die vierte, verbesserte und vermehrte Auflage erschienen ist. Die einschlägigen katholischen Zeitschriften (Biblische Zeitschrift, Biblica, RevBibl) scheinen ebenfalls keine Berücksichtigung gefunden zu haben. Schließlich folgen einige Vorbemerkungen über die Druckgestaltung des griechischen Textes, die es dem Leser auf den ersten Blick ermöglichen, aus dem Druckbild abzulesen, ob sich bei Mt und Lk, oder bei einem von beiden eine Parallelstelle findet, ob sie auch dem Wortlaut nach übereinstimmen oder nicht, ob es sich um Vorzugsworte oder Alleinworte oder Stileigentümlichkeiten des Mr handelt, ob wir es mit gehobener, stichisch gegliederter Rede zu tun haben. Eine Zahl am Ende der Überschriften verweist auf die entsprechende Perikope bei Huck, Synopse der drei ersten Evangelien. Das ganze Evangelium wird der Übersichtlichkeit halber in größere Gedankengruppen aufgeteilt, denen eine Inhaltsangabe in großen Linien vorausgeht. Der Erklärung ist jeweils in kleinen, ge-

danklich geschlossenen Abschnitten der griechische Text und daneben die deutsche, umschreibende Übersetzung vorgedruckt, jedoch so, daß durch den Druck kenntlich gemacht ist, was wörtliche Übersetzung und was Paraphrase ist. Die Erklärung selbst zerfällt in drei Teile: 1. Apparat zum griechischen Text; 2. kurze Inhaltsangabe des jeweiligen Abschnittes mit philologischen Bemerkungen und literatur- und geschichtskritischer Stellungnahme; 3. nach Versen übersichtlich geordnet die sinngemäße Erklärung und theologische Auswertung des Textes, an die sich nach Bedarf noch besondere Exkurse in Kursivdruck anschließen. Kurze Literaturverweise in und nach der Erklärung und besonders am Schluß der Exkurse erleichtern dem Leser eine weitere Orientierung. Die Anordnung und Übersichtlichkeit des Werkes ist schlechthin vorbildlich zu nennen.

Es ist zu begrüßen, daß sich auch in protestantischen Kreisen endlich diese positive, theologische Erklärungsweise der Heiligen Schrift wieder Bahn bricht. Der Verf. fällt gegenüber der zersetzenden Kritik, die in vielen nicht-katholischen, deutschen Kommentaren herrscht, durch seine gemäßigtere Art angenehm auf. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß er seine protestantischen Anschauungen von Christus, der bei der Taufe zu seinem einzigartigen Amte von Gott berufen und ausgerüstet worden sei (15) und der nur insofern Gottessohn genannt werde, als er „die religiöse Tatsache“ ausdrücke, daß Jesus „die Heilsgabe Gottes an die Menschheit“ sei (16 f.), verleugnet. Wenn der Verf. ferner sagt, es sei nicht alles im Markusevangelium als geschichtliche Überlieferung hinzunehmen, sondern manches müsse durch Umformung und Neuschöpfung durch die Gemeintheologie erklärt werden (1), zeigt er damit, daß ihm das Evangelium nicht ein irrtumsloses, inspiriertes Buch ist im Sinne der katholischen und auch der älteren protestantischen Auffassung. Ebenso kann man ihm nicht beistimmen, wenn er S. 199 vermutet, das Markusevangelium sei nach der Abfassung, die er zwischen 64 und 70 ansetzen möchte, und nach der Abzweigung des Mt und Lk im Sinne der Zweiquellenlehre in den Händen der Gemeinde noch gewachsen. Aber von dieser protestantischen Grundeinstellung abgesehen, bietet der Verf. bei aller Kürze im einzelnen viel des Schönen und Wahren, so daß dieser Markuskommentar der neuen Sammlung alle Ehre macht.

Ganz ähnlich wie der Markuskommentar von Hauck ist auch die Erklärung der Offenbarung von Hadorn angelegt. Allerdings haben wir hier nach dem Apparat zum griechischen Text nur einen einfachen, nach Versen gegliederten Kommentar. Der Verfasser ist in seinen Ansichten sehr besonnen. Er hält z. B. entschieden fest an der Autorschaft des hl. Apostels Johannes, an der literarischen Einheit des ganzen Buches, an der Unabhängigkeit von den jüdischen Apokalypsen, die vom hl. Johannes nachweislich weder zitiert noch benutzt würden (5). Anklänge an orientalische Vorstellungen, wie Boll sie nachgewiesen zu haben glaubt, werden zwar nicht geleugnet, seien aber ihrem Ursprung nach dem Seher nicht bekannt gewesen, sondern von ihm nur als Ausdrucksformen neuer, geschauter Wahrheiten benutzt worden.

Eine kirchen- und weltgeschichtliche Deutung, die in der Apokalypse die einzelnen Abschnitte der Kirchen- und Weltgeschichte vorgezeichnet sieht, lehnt H. mit Recht ab. Nur eine typische Erklärung, die von einer zeitgeschichtlichen ausgehend auf ein allgemeines Grundgesetz des Reiches Gottes und seiner Geschichte schließt, sei der Schlüssel zum wahren Verständnis des Buches. Darin möchte ich im allgemeinen dem Verfasser durchaus beipflichten. Ob man freilich anzunehmen hat, Johannes habe auch die 1000 Jahre des Millenniums zunächst nur buchstäblich verstanden (119), dürfte doch sehr fraglich sein. Ebenso

wird man, was damit zusammenhängt, doch schwerlich auf eine vorzeitige Auferstehung der im Glauben an Jesus Gestorbenen und besonders der Martyrer zum 1000jährigen Reich schließen können, mag man auch für dieses Endreich den Gegensatz zwischen Himmel und Erde schon aufgehoben und den Zustand nicht als etwas rein Provisorisches, sondern als ein Definitivum denken (ebd.). Der Verfasser macht schon selbst auf die auffallende Zurückhaltung aufmerksam, die der hl. Johannes sich hier auferlegt. Jedenfalls ist auch nach H. nicht alles zunächst zeitgeschichtlich zu verstehen. Die mit der Sonne bekleidete Frau wird z. B. gleich auf die ideale Kirche gedeutet, der die wirkliche Kirche im Zustande der Erniedrigung gegenüberstehe, versinnbildet durch die auf Erden gebärende Frau (130). Ob diese Unterscheidung zwischen idealer und wirklicher Kirche begründet ist, mag hier dahingestellt bleiben.

Wenn es (226) heißt, die Weissagungen der Apokalypse seien mit Ausnahme der Zerstörung Jerusalems nicht in Erfüllung gegangen, kann man dem nicht beistimmen, denn das hieße Gotteswort Lügen strafen. Da es sich um bildliche Rede handelt, darf die Erfüllung nicht nach dem Wortlaut, sondern nur nach dem Sinn der Bilderreden beurteilt werden. — Eigentümlich ist die Deutung der sieben Geister vor dem Throne Gottes als einer siebenfachen Entfaltung des einen göttlichen Geistes gegenüber den sieben Gemeinden (27). In den Engeln der sieben Gemeinden sieht H. Vertreter der Gemeinden, die den Verkehr mit dem Apostel besorgten, noch keine monarchischen Bischöfe, die vor 70 nicht nachgewiesen seien (39). Aber der Beweis, daß die Apokalypse vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sei, dürfte doch seine großen Schwierigkeiten haben. Das klare Zeugnis des hl. Irenaeus (Adv. haer. 5, 30, 3), wonach die Apokalypse gegen Ende der Regierung des Domitian geschaut worden ist, läßt sich nicht leicht beiseiteschieben, ist doch Irenaeus der Schüler des hl. Polykarp, der seinerseits den hl. Johannes noch persönlich gekannt hat. Unter solchen Umständen läßt sich schwerlich sagen, der hl. Irenaeus sei „bekanntlich kein zuverlässiger Zeuge“ (222).

Vom katholischen Standpunkt unannehmbar ist der Inspirationsbegriff des Verf., der die Inspiration der Apokalypse mehr oder weniger mit der Inspiration von Dantes Divina Commedia gleichsetzt. — Endlich ist es höchst bedauerlich, daß in einem sonst so anerkennenswerten und geistig hochstehenden Werke, wie es der vorliegende Kommentar ist, einige grobe Verstellungen katholischer Anschauungen unterlaufen mußten. So zeugt es von einer völligen Verkennung katholischer Lehren, wenn (75) der mittelalterliche Heiligen- und Marienkult mit dem Kaiserkult und heidnische Teufelsanbetung auf eine Stufe gestellt werden, als wenn die katholische Kirche je im Laufe der Jahrhunderte den wesentlichen Unterschied zwischen der alleinigen Anbetung Gottes und der Verehrung Mariens und der Heiligen außer acht gelassen hätte. Ebenso muß man es tief bedauern, wenn man (150) liest: „Erst sehr spät kath. Theologen war es vorbehalten, die Ehe als eine Befleckung mit Weibern zu bezeichnen und damit zu schänden.“ Wenn auch viele kath. Theologen an der betreffenden Stelle (Off. 14, 4) *παρθένοι* auf die Ehelosen beschränken und den Ausdruck *μετὰ γυναικῶν ἐπολύθησαν* im Sinne der alttestamentlichen, mit dem ehelichen Verkehr verbundenen levitischen Unreinheit verstehen, liegt es doch allen fern, damit die Ehe irgendwie schänden zu wollen. Wir Katholiken sehen vielmehr in der Ehe ein heiliges Geheimnis, ein Abbild der gnadenvollen Vereinigung Christi mit seiner Kirche, wenn wir auch mit Christus (Mt. 19, 11 f.) der Jungfräulichkeit um Gottes willen vor der Ehe den Vorrang zuerkennen.

Auch hier müssen wir leider wiederholen, was schon oben bezüglich des Markuskommentars gesagt wurde, daß katholische Literatur nur sehr spärlich Berücksichtigung gefunden hat. Aber alles in allem ist auch dieser 18. Band des neuen Kommentarwerkes zu begrüßen, da er bei aller Kürze und Beschränkung, wie sie ein Handkommentar notwendig mit sich bringt, in klarer und warmer Sprache für das Verständnis des dunkelsten Buches im N. T. wertvolle Hilfe leistet.

B. Brinkmann S. J.

Lang, Albert, Die Wege der Glaubensbegründung bei den Scholastikern des 14. Jahrhunderts (Beitr.-GPhThMA XXX 1/2). gr. 8° (XX u. 261 S.) Münster 1930, Aschendorff. M 14.20.

Eine Arbeit, die sowohl literargeschichtlich wie dogmengeschichtlich wertvoll ist! Literargeschichtlich bietet sie einen guten Teileinblick in die Arbeit der verschiedenen Schulen des 14. Jahrhunderts, deren Erforschung ja noch am Anfang steht. Gewiß können solche Teileinblicke von einer kleinen theologischen Frage aus gesehen die Gefahr der falschen Verallgemeinerung mit sich bringen, wenn vom Teil sofort auf das Ganze geschlossen wird, während das Leben in Wirklichkeit viel zu vielgestaltig ist, als daß es sich so in Schemata einschließen läßt. L. bringt dafür hier ein sehr interessantes Beispiel. Der „voluntaristische“ Scotus und seine Schule sind in der Frage der Glaubensbegründung stärkere „Intellektualisten“ als die Thomisten. Ich sehe es als einen Hauptwert des Buches an, daß der Verf. sich von solchen Verallgemeinerungen ferngehalten hat und einfach in strenger Einzel- forschung an Hand der Quellen die Lehre darlegte, selbst auf die Gefahr hin, keine „großen Linien“ bieten zu können. Dadurch wird das Buch schwer zu erarbeiten, aber für die wahre Forschung erst recht wertvoll. Spätere Forschungen können dann die größeren Linien ziehen, wenn wir mehr in die Gesamtlehre des Jahrhunderts eingedrungen sind, wie der Verf. es ja selber wünscht (VIII).

Über die „Pionierarbeit“, wie er sein Werk zu bescheiden nennt, weit hinaus geht die dogmengeschichtliche Darlegung der Glaubensbegründung. Die wesentlichen Linien der Entwicklung sind gut herausgearbeitet: Das 14. Jahrhundert sucht, nachdem das 12. und 13. den Glauben als Autoritätsglauben gegen die Extreme verteidigt hatte, die Glaubensbegründung zu klären. Wie kommt es zur Glaubenssicherheit? Drei Wege geht man: Intellektualistisch wurde besonders von Holkot, Franciscus von Marchia und Johann von Reading die Glaubensgewißheit diskursiv abgeleitet. Voluntaristisch vertreten vor allem die Nominalisten den Standpunkt, daß für den verdienstlichen Akt der Wille maßgebend sei. Einen Mittelweg ging die Augustinerschule: Grundlage ist die rationelle Kenntnis, die den Verstand jedoch nicht zwingt, da die Wunder z. B. keine metaphysische Sicherheit haben. Hier ist die Idee der „moralischen Gewißheit“ angedeutet. Es muß daher Wille und Gnade hinzutreten. Die Gnade wird sehr stark z. B. von Gottfried von Fontaines und seiner Schule hervorgehoben. Eine kurze Zusammenstellung, die ich mir über die Stellung des Jahrhunderts zur Glaubensgnade machte, zeigt, wie verschieden sie beurteilt wurde. Während z. B. Gottfried die Glaubensgewißheit auf sie gründet, wie auch der Karmelitertheologe Johann Baconthorp, erhält sie beim Scotusschüler Franz von Marchia nur die Aufgabe, „die auf logisch intellektuellem Wege gewonnene Glaubensgewißheit zu erhalten und die Glaubensschwierigkeiten aufzuheben“ (97). Hier wirkt zweifellos, wie der Verf. gut hervorhebt, die Stellung des Scotus zum eingegos-